

## DER SOHN

Fortsetzung von Seite 14

Sie wandte sich, um hinauszugehen. Erschreckt setzte er, ihr folgend, hastig hinzu: „Verzeihen Sie mir, es ist das erste- und letztemal!“ ...

Und tatsächlich hörte sie kein neues Geständnis mehr von seinen Lippen. „Ich war bezaubert von ihrer Verwirrung“ — schrieb er an jenem Abend in der gesuchten und ein wenig schwülstigen Art, die er angenommen hatte, in sein Tagebuch. „Ich habe geschworen, ihre Ruhe fürder nicht zu stören: bin ich nicht etwa glücklich auch ohne das?“ Er setzte seine Besuche in der Stadt fort — nur die Nächte verbrachte er jetzt in der Villa Haschim —, sein Benehmen war ungleichmäßig, hielt sich aber mehr oder weniger in geziemenden Grenzen. Zuweilen war er noch wie früher ohne ersichtlichen Grund auf einmal ausgelassen wild und kindlich, jagte mit den Kindern durch den Garten. Meistens aber saß er neben ihr, „berauschte sich an ihrer Gegenwart“, las ihr Zeitungen vor, Romane, und war „glücklich, daß sie ihm lauschte“. „Die Kinder störten uns nicht“ — schrieb er über diese Tage in sein Tagebuch — „mit ihren Stimmen, ihrem Lachen, ihrem Herumtollen, ja, mit ihrem ganzen Wesen dienten sie gewissermaßen als feinste Empfindungsleiter unserer Gefühle; dank ihnen waren diese Gefühle noch berückender; wir führten die alltäglichsten Unterhaltungen, aber darunter klang und sang etwas anderes — unser Glück: ja, ja, denn auch sie war glücklich, das beschwöre ich. Sie liebte es, wenn ich Verse deklamierte; des Abends, vom Balkon aus, schauten wir auf Konstantine, das im lichten blauen Mondenglast zu unsern Füßen lag“ ... Endlich, im August, bestand Frau Marot darauf, daß er abreisen, zu seinen Beschäftigungen zurückkehren sollte, und unterwegs trug er in sein Tagebuch ein: „Ich reise! Reise, vergiftet von der bitteren Süße der Trennung! Sie hat mir zum Andenken ein Sammetband geschenkt, das sie als Mädchen um den Hals getragen. Im letzten Augenblick hat sie mich gesegnet, und ich sah den feuchten Schimmer in ihren Augen,

als sie sagte: „Leben Sie wohl, mein lieber, lieber Sohn!“

Ob er recht darin hatte, daß auch Frau Marot im August glücklich gewesen, bleibt dahingestellt. Aber daß seine Abreise ihr schwer und schmerzlich war, steht außer Zweifel. Dieses Wort „Sohn“, das sie auch früher schon oft erregt hatte, bekam jetzt einen solchen Klang für sie, daß sie es nicht mehr ruhigen Blutes hören konnte. Schon früher, wenn sie auf dem Weg zur Kirche Bekannte traf, die halb im Scherze zu ihr sagten: „Warum gehen Sie beten, Frau Marot? Sie sind auch ohnedies glücklich und sündelos!“ — dann hatte sie mehr als einmal mit einem traurigen Lächeln geantwortet: „Ich klage Gott mein Leid, daß er mir einen Sohn versagt hat“ ... Jetzt verließ der Gedanke an einen Sohn, an das anhaltende Glück, das er ihr einzig schon durch sein Dasein auf der Welt gewähren würde, sie keinen Augenblick mehr. Und einmal, bald nach Emiles Abreise, sagte sie zu ihrem Mann: „Jetzt verstehe ich alles! Jetzt weiß ich es ganz gewiß, daß jede Mutter einen Sohn haben muß, daß jede Frau, die keinen Sohn hat, wenn sie über sich und ihr Los nachdenkt und ihr ganzes Leben überprüft, erkennen wird, daß sie unglücklich ist. Du bist ein Mann, du kannst das nicht nachfühlen, aber es ist so ... Ach, wie zärtlich und leidenschaftlich kann man einen Sohn lieben!“

Sie war sehr liebevoll zu ihrem Gatten in diesem Herbst. Es kam vor, daß sie, wenn sie sich mit ihm allein fand, plötzlich schüchtern und verlegen zu ihm sagte: „Höre, Hektor ... nein, ich schäme mich wahrhaftig, dich danach zu fragen, aber schließlich ... denkst du noch manchmal an den März 1876? Ach, wenn wir doch einen Sohn hätten!“

„Alles das beunruhigte mich außerordentlich,“ erzählte Herr Marot später, „es beunruhigte mich um so mehr, als sie erschreckend abzumagern begann. Ihre Kräfte nahmen ab, sie wurde immer schweigsamer und sanfter in ihrem Wesen. Immer seltener suchte sie ihre Bekannten auf, sie vermied es, in die Stadt zu fahren, wenn keine Notwendigkeit dazu vorlag ... Es besteht